

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920**

30.5.1920 (No. 22)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 22



30. Mai 1920

Ernst Rieck / Nation und Menschheit.

Wird das Seelenleben der Völker in der Tiefe erschüttert, dann gehen an der Oberfläche die Wellen heftig und hoch. Wir schwimmen in den Wellengängen eines Sturmes, wie ihn die Menschheit in gleicher Stärke noch nicht gesehen hat. Je gewalttätiger die Erschütterungen, desto unwäzgender die Rückschläge.

Das Wellenspiel im Gemütsleben der Völker hat jeder unmittelbar an sich selbst erlebt. An eines der bedeutendsten unter den Beispielen seien diese Betrachtungen angeknüpft: an den Kampf der Nationalidee mit der Menschheitsidee.

Bei allen beteiligten Völkern brachte der Kriegeausbruch eine nie dagewesene Steigerung, ja, die letzte Uebersteigerung des nationalen Gefühls. Ohne die innere Größe dieser Bewegung nur im geringsten zu unterschätzen, muß man doch darauf hinweisen, welche eine ungesunde Zwangsgewalt über die Geister, welche ein Bann über die Seelen mit allen Erscheinungen einer Psychose davon ausging. An Beispiele wird sich jeder erinnern. Einen solchen Zustand der Ueberreizung erträgt aber die Seele nicht auf die Dauer: dem Wirbel mußte ein Rückschlag um so mehr folgen, als die stark und fest in der echten Nationalidee verwurzelten Volksgenossen verhältnismäßig am wenigsten von dem hysterischen Taumel ergriffen wurden, sondern vielmehr jene sogenannten Intellektuellen, die das Opfer jeder Mode werden: leichte Spreu, welche der Sturmwind aus irgend einer Ausländerei geradeswegs in den Nationalismus hineinsetzte. Der Umschwung mußte kommen, und er kam um so stärker, je länger der Krieg zehrte, je mehr Blut und Tränen flossen.

Wenn wir fragen: was hat der Aufschwung an echten geistigen Werten, an tragenden positiven Ideen dauernd hinterlassen? — so müssen wir uns heute beschämt eingestehen: nichts. Ein großer Aufwand ist umsonst verthan. Das Volk Luthers, Kant's und Goethes hat eine moralische Niederlage erlitten, die noch weit größer ist als der äußere Zusammenbruch. Und es ließe sich unschwer nachweisen, daß ein gewaltiger Mangel die letzte Ursache des Sturzes ist. Wir sind nicht mit einer Idee, nicht mit einer Aufgabe an der Menschheit in den Krieg gezogen. Ohne diesen Mangel bliebe es undenkbar, daß nach und nach die ganze Menschheit sich wider uns erhob oder in den Krieg treiben ließ, während zu uns kein Freund von Gewicht kam. An Stelle der Zuneigung hatten wir Furcht und Haß geerntet. Wir hatten unsere Ideale, auf denen einst unser Ansehen in der Menschheit ruhte, verraten oder vergessen. Der „Realpolitiker“ und der Träger des gewaltig aufstrebenden Wirtschaftslebens zuckten die Achseln über die Ideologen: sie wußten nicht, welche bildende und zwingende Macht von einer Idee ausgeht. Ein gutes Schwert, eine erstaunliche Arbeits- und Betriebsamkeit waren unsere Rüstung. Aber was hatten wir der Menschheit zu bringen? Hatten wir eine Mission, die uns Rang und Führerschaft unter den Völkern zuteilen mußte? Hatten wir auch nur den Glauben an die

Notwendigkeit einer solchen Mission? Den Glauben an uns selbst und unsere Bestimmung? —

Es kam der geistige Umschwung, deutlich abgehoben etwa seit der Mitte des Jahres 1916, als der Glaube an den Sieg zu schwinden begann. Und mit ihm kam ein anderer Taumel: nach dem hitzigen Fieber ein eiskalter Schüttelfrost: die geistige Vorbereitung der Revolution. Ihre Vorbotsen saßen in den literarischen Kaffees der Großstädte: die Gruppen der Expressionisten und Aktivistischen mit dem geschäftigen Treiben ihrer Reklame-Verleger. Zu ihnen stießen ganze Gruppen aus der Jugendbewegung, dann Scharen solcher, deren seelische Lage durch allgemeines oder persönliches Leid erschüttert war. In ihrem Gefolge der Janhagel. In der nationalen und staatlichen Sonderung erblickten sie die Ursache aller Uebel dieser Zeit; auf ihrem Panier stand Menschheit als Gegensatz, als Ersatz der Nation. Sogar: „entschiedene“ Menschenliebe. Die bunte, aus allen Schichten zusammengewürfelte Schar sammelte sie an den äußersten Flanken des Radikalismus, und gerade viele derer fanden sich hier ein, die zuvor auch von der nationalistischen Hysterie am stärksten ergriffen waren. Bei vielen, wie bei Heinrich Mann, dem Führer der Literaten, sind die großen Symbole der Gerechtigkeit und der Liebe zur Menschheit greifbar aus einem tiefen Haß gegen den Mitmenschen und die Lebensordnungen erzeugt. Im ganzen ist das Treiben dieser Propheten der Menschheit erwachsen aus einer überzivilisierten Verstandesmäßigkeit: großstädtisch, kalt bis ins Mark, unproduktiv, zersehend. Ihre Ideale der Allmenschheit und der Menschenliebe sind Destillate einer zeugungslosen, anpassungsfähigen Intelligenz. Ihre überquellende Gefühlsmäßigkeit ist errechnet, ihre öffentlich zur Schau gestellte Mystik unfreudig, von Grund auf verlogen, ihre Leidenschaft kalt und tödend. Der Literat und Radikale liebt nicht den Mitmenschen in erreichbarer Nähe, sondern ein Abstraktum: die Menschheit, den Arbeiter, den Franzosen, den Neger, den Südpol-Insulaner. Als rechter Nihilist überzeugt er den Nächsten von seiner Menschenliebe durch die Mittel unerhörtesten Zwangs. Am liebsten aber macht er aus seiner Liebe ein Gedicht. Ich habe in dieser angeblühenden Geistigkeit trotz aller Mühe auch nicht die Spur positiver Ansätze zu künftigen Lebensordnungen gefunden. Die stärkste Prägung erfährt diese Menschheitsidee aus dem Gegensatz zur Nationalpersönlichkeit.

Man darf die beiden Begriffe Nation und Menschheit als die auseinanderstrebenden Symbole unseres Geisteslebens ansehen: sie weisen hin auf den Trümmerhaufen einer einmaligen großen Einheit, deren innere Bindungen und organische Zusammenhänge die Anarchie zerlegt hat. Krieg und Revolution haben indessen nur vollendet, was der aushöhlende Materialismus der letzten Jahrzehnte vorbereitet. Das Zerreißen des Zusammenhangs hat beide Teile dem Verkümmern und Verdorren überliefert.



Es würde viel zu weit führen, wollte ich den Begriff der Nation hier auch nur annähernd umreißen. Nation ist etwas Gewachsenes; wie jeder lebendige Körper kann sie nicht erschöpfend in Formel und Begriff gepreßt werden: jeder Generation lehrt sie neue Seiten, andere Merkmale zu. Es genüge darum, die Reife des Nationalbewußtseins ins Auge zu fassen. Die Stufe der Vollendung erreicht eine Nation, wenn ihr eine besondere Aufgabe an der Menschheit erwächst, wenn sie sich als Gottes Beauftragte an die Menschheit erkennt. Es folgt daraus notwendig, daß eine solche Nation jeweils den Glauben an ihre Auserwählung haben muß: es folgt keineswegs daraus, daß sie damit unduldsam und überheblich, herrschsüchtig und anmaßend sei.

Es ist in hohem Maße bezeichnend, daß man bei uns so heiß um den Glauben an Auserwählung streiten konnte: der Streit offenbart die Versahrenheit der nationalen Instinkte. Ein Volk, das den echten Glauben an sich und seine Mission hat, streitet nicht erst darum. Wo allerdings an Stelle der Aufgabe, an Stelle eines erhöhten Pflicht- und Verantwortlichkeitsbewußtseins, in dem sich der Glauben an die Auserwählung offenbart, der bloße Nationaldünkel tritt: wir seien die besonders Guten, Begnadeten und darum zur Herrschaft Berufenen, da verdient solcher Glauben ausgerottet zu werden, wenn er nicht ins Unglück führen soll. Die Weltgeschichte ist eine große Symphonie und Fuge, in der die Völker nacheinander ihre Stimme erheben. Keines ist entbehrlich. Jedes große Volk hat der Menschheit etwas zu bringen, und die Wechselwirkung der großen Völkerideen macht den Entwicklungsgang der Menschheit aus. So ist jede Nation berufen, die Menschheit geistig zu erhöhen und zu bereichern: es ist ihr in der Idee die Menschheit aufgegeben. Damit kommen Nationalidee und Menschheitsidee zur Deckung.

Wir Deutschen sind in den Krieg eingetreten ohne eine solche Idee. Darin liegt unsere tragische Schuld, die Ursache der schrecklichen Vereinsamung. Und wir sind gerade in demselben Augenblick erlegen, als Amerika mit einer Idee gegen uns auftrat, die trotz St. Pierre und Rousseau, Bentham und Cobden nirgends so tief begründet und so allgemein geglaubt worden war als ehemals in Deutschland: im Namen des völkerrechtlich organisierten und befriedeten Menschheitsbundes der Nationen.

Ein Blick auf die geistige Geschichte der Völker wird die Behauptung der unzertrennlichen Zusammengehörigkeit der National- und Menschheitsidee erläutern. (Hier folgen in dem größeren, hier aus Raumnot gekürzten Aufsatz des Verfassers tiefgehende Untersuchungen über England, Frankreich und in besonders eindringlicher und überzeugender Weise über Rußland. Die Originalarbeit, deren Uebernahme uns Ernst Kriek überlassen hat, findet sich im Maiheft des „Schwäbischen Bundes“.)

Das neuere Nationalbewußtsein der Deutschen ist erwachsen als eine rein geistige Größe aus der Arbeit des Bürgertums, ohne staatliche Unterlage und ohne besonderen geschichtlichen Anstoß. Und die Schwaben waren an seiner Ausbildung hervorragend beteiligt. Am Ende der „Hamburger Dramaturgie“ fragt Lessing, als habe er für 1919 geschrieben, ob der Deutsche überhaupt einen nationalen Charakter habe. „Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen.“

Diese Frage Lessings gewann große Bedeutung: Herder nahm den Faden auf und versuchte, aus der Not eine Tugend zu machen: es sei gerade die Aufgabe des Deutschen, das Zeitalter der Nationalkulturen zu beschließen und durch Verarbeitung aller fremden Kulturen das Zeitalter der Universal- und Menschheitskultur zu eröffnen. Damit ist jener vielgerühmte und vielgeschmähte Zug zum Weltbürgertum ins deutsche Nationalbewußtsein aufgenommen, den die Schar unserer Denker und Dichter festgehalten hat. Es war ein geistig expansives Geschlecht, das nach Allumspannung drängte. Wir besaßen Männer von ganz erstaunlicher Vielseitigkeit, nachdem Leibniz längst den Typ aufgestellt hatte. Herder selbst war Vorbild mit seinem Streben nach Universalgeschichte, Goethe mit seinem Bildungskreis und seiner Idee der Weltliteratur, Wilhelm von Humboldt mit seiner Forderung der Universalbildung und seiner umfassenden Sprachphilosophie, Hegel mit seinem abschließenden System, wie es die Welt seit Aristoteles nicht mehr gesehen hat. Und so manche ihresgleichen wie Schleiermacher und Niebuhr. In seinem Fragment „Deutsche Größe“ faßt Schiller die Idee so: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte; doch der Tag des Deutschen wird die Ernte der ganzen Zeit sein.“ Und ähnlich Schelling.

Bald machte sich indessen unter Einwirkung der politischen Entwicklung auch der völkische Einschlag im deutschen Nationalbewußtsein geltend, und im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts, besonders seit Errichtung des Nationalstaats, hat sich dieses völkische Element an die oberste Stelle gesetzt. Doch blieb bei allen,

bei Richard Wagner, Lagarde, Langbehn die Nation eine vorwiegend geistige Größe, eine geistige Aufgabe. Erst mit ihrer Naturalisierung in der Rassenlehre beginnt der Verfall, beginnt das verachtende Herabschauen auf Menschheitsaufgaben und Menschengesellschaft, beginnt der National- und Rassenhochmut mit allen seinen äußerlichen Zielen.

Während des Krieges sind fast alle Theorien über unsere Nationalidee aufgefrischt worden, ohne daß eine wesentlich neue Entdeckung hinzugekommen wäre. Die wenigsten waren imstande, auf den Lebensfaden vorzudringen und die Frage zu beantworten: Was fordert die Idee von jedem Einzelnen? Was fordert sie von der ganzen Nation? Auch beim Deutschen mag Form und Formulierung noch so sehr wechseln: der Inhalt wird bleiben, solange die Struktur unseres Seelenlebens dieselbe ist. Ich fasse die Idee, die das Deutschtum der Menschheit geschenkt hat und die es ihr vorzuleben berufen ist, in den Satz: Es ist des Menschen Bestimmung, in unaufhörlichem Werdegang, in unermüdelichem Gebrauch seiner Kräfte einem Endziel innerer Vollkommenheit entgegenzuschreiten. Oder kurz: des Deutschen erlösende Idee heißt: Vollkommenheit, der Weg zum Ziel: Selbstvervollkommnung.

Das ist die Zentralidee für das deutsche Geistesleben, der Punkt, auf den alle seine Ausstrahlungen sich zurückbeziehen, und seit Leibniz steht die Idee klar ausgesprochen im Mittelpunkt der deutschen Philosophie. Es sind von ihr schon unermessbare Werte ausgegangen, und in ihrem Namen haben wir auch das Wert unserer Zukunft in Angriff zu nehmen. Es ist davon die gesamte Entwicklungsphilosophie ausgegangen — wobei Entwicklung sich nicht mit dem äußerlichen Fortschritt deckt, auch nicht mit dem Entwicklungsfatalismus Hegels, Margens oder Spenglers. Bei jedem deutschen Denker finden sich bekenntnisartige Sätze, die den Gedanken des steten inneren Werdens in immer neuen Formen zum Ausdruck bringen. Luther spricht die faustische Idee also aus: „Dieses Leben ist nicht Frommheit, sondern fromm werden, nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden, nicht ein Wesen, sondern ein Werden.“ In immer neuen Variationen hören wir dieselbe Weise durch die Jahrhunderte erklingen bis auf Nietzsche. Der „Faust“ hat dieser Zentralidee den Mythos geschaffen. Und ihre Auswirkung besteht im geschichtlichen Weltbild, das Welt und Menschheit im zeitlichen Ablauf als ein Ganzes zu erfassen gewußt hat. Dabei ist „Geschichte“ nicht so sehr Erforschung des Vergangenen, als Deutung des Gegenwärtigen, Formung des Zukünftigen.\*

Die faustische Idee wurde ausgedehnt auf das ganze Leben der Menschheit, das somit erstmals als eine Einheit geschaut wurde. Seitdem ist die Anschauung, daß die Menschheit einen Entwicklungs- und Erziehungsgang durchmache, zum unverlierbaren Besitz deutschen und europäischen Denkens geworden. Das Ziel, unter dem man diesen Entwicklungsgang jeweils begriff, ist von unendlicher Wichtigkeit für die Völkerverziehung geworden. Lessing nannte das dritte Reich, das Evangelium vollkommener Erkenntnis das Ziel der Geschichte; Herder lehrte sie verstehen als einen Erziehungsgang zu vollkommener Humanität. Gleicherweise sah Kant als Endaufgabe der Geschichte die Herstellung des Völkerfriedens durch den Völkerrechtsbund; Fichte erwartete als Endzustand das Menschheitsreich vollkommener Gerechtigkeit. Alle diese Formeln sind Ausprägungen derselben Grundidee, und es ist mit allem Nachdruck zu betonen, daß sie sich ebenso bei sämtlichen, auch bei den ausgeprägtesten Nationalisten jener Zeit, bei Arndt, beim Freiherrn von Stein, bei Jahn als letztes Ziel vorfindet. Alle sahen in der Nation nur den Träger, die Vorstufe der einst in Gemeinschaft zu vollendenden und zu befreienden Menschheit.

Blicke der Deutsche vom Ende des neunzehnten und vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts mit Geringschätzung auf diese Utopisten zurück aus der Höhe seiner vermeintlichen Real Einsicht, so bekundet er damit nur seine geistige Verarmung. Es mag ja immerhin sein, daß der ewige Frieden unter uns Menschen ebensowenig eine bleibende Stätte hat als das christliche Reich Gottes: als Forderung, als unendliches Ziel, das den Erziehungsgang jedes Einzelnen zu bestimmen hat, steht darum doch das eine so fest als das andere. Es ist dem Menschen geboten, diesen Zielen entgegenzuschreiten, und finden wir in der Geschichte schließlich nicht den ewigen Frieden, so doch eine Rechtsorganisation unter den Völkern, die dem Zustand der Gesetzlosigkeit und Anarchie

\* Näheres darüber in meinem Buch: „Deutsche Staatsidee“, Jena 1917. Reiches und vortreffliches Material gibt neuerdings Ernst Bertram „Nietzsche“ im Kapitel „Das deutsche Werden“, Berlin 1919.



soweit ein Ende machen kann, als es eben menschlichen Einrichtungen zu tun vergönnt ist. Mögen auch noch so viele Ansätze auf dem Weg dahin scheitern.

Es wäre nun eine sehr lohnende Aufgabe, den Ursprung dieser deutschen National- und Menschheitsidee aus ihren religiösen Quellen darzustellen. Religiös ist sie gedacht und empfangen, und in religiöser Stimmung ist sie erwachsen auf dem Boden des Protestantismus, vorwiegend der pietistischen Sekte. Doch würde diese Aufgabe weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausführen.

Das deutsche Volk kann aus dem Zusammenbruch nur ersehen, wenn es im Glauben aufblickt zu den Sternen, wenn es aus der Tiefe heraus unbeirrt nach letzten Fernzielen greift, wenn es seine Seele und seine Lebensordnungen bildet nach ewigen Werten. Ein Vegetieren von heute auf morgen bringt den

Untergang. Sammelnde, bildende, gemeinschaftsgründende Ideen werden aber nicht aus der hohlen Hand, aus dem Nichts bloßer Wünsche und fahriger Sehnsüchte geschöpft. Wir müssen unsere Wurzeln tief einsenken in die Heimaterde und in die guten Ueberlieferungen des Volkstums. Mit sicherem Boden unter den Füßen können wir getrost in die Zukunft schreiten. Dazu aber müssen wir die Revolution erst durchführen, müssen wir uns befreien von allem fremden Wesen, um nur einfach und schlicht endlich zu sein, was wir sind und sein sollen, nämlich wir selbst. Wenn jeder Einzelne seine Kräfte entfaltet in dem Maß, das ihm gegeben ist, wenn jeder die Verantwortung für das Ganze übernimmt, so weit sein Blick und sein Tätigkeitsbereich sich erstreckt, dann dürfen Kinder und Enkel wieder frei ihr Haupt erheben. Denn noch ist unsere Aufgabe nicht erfüllt, noch ist unser letztes Wort nicht gesprochen.

## Ernst Lesfer / Des Minnesangs Frühling.

II.

In der Universitätsbibliothek zu Heidelberg, im Schauraum unter Glas und Rahmen aufbewahrt, ruht das kostbarste Denkmal unseres Minnesangs, die berühmte Mannesische Liederhandschrift, die Lieder von 138 Dichtern enthält. Ein Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, Freiherren, Dienstmannen, Ritter und Bürgerliche folgen in langer Reihe. Prachtvolle ganzseitige Bilder in noch heute leuchtenden Farben schmücken die Handschrift mit den Bildnissen und Wappen der Dichter, oft Vorgänge darstellend, die sich reizvoll an ein bestimmtes Gedicht anschließen. Unersehbar ist der Verlust der Noten; denn alle Lieder des Minnesangs sind gesungen worden, und nicht selten hat der Dichter selbst die Melodie gedichtet, wie z. B. Walther von der Vogelweide. Natur und Liebe, das ist der Kreis, in dem fast alle Minneslieder sich bewegen. Der Frühling weitete mit unerhörter Gewalt das Herz des Dichtenden zu stürmischer Begrüßung; im Sommer nahm die verehrte Frau von diesem Herzen Besitz, wirbelte es durch alle Phasen der Liebe von Kälte und Entsagung zum höchsten dauerhaften Glück, und im fahlen Herbst und dunkeln Winter sann man der Sommerszeit nach und ward der Vergänglichkeit des Lebens bewußt. Für die geliebte Frau sollte der Ritter Gut und Blut dahin geben, Gefahren bestehen und stets das Lob ihrer Schönheit und ihrer Tugenden auf den Lippen tragen. Er erwartete dafür von ihr Erhörung, die ihm aber nur in den seltensten Fällen gewährt wurde. Denn er verlangte ja selbst von der Frau Zucht und Sitte. Ihre Zurückhaltung lag ihm sehr am Herzen. Ein Gruß, ein Lächeln, schon das sekundenlange Verweilen ihrer Augen in den seinen war Seligkeit für den Liebenden. Daher kommen die unaufhörlichen Klagen der Sänger über die Herzlosigkeit ihrer Damen. Oft, recht oft liegt viel phantastisches Spiel in diesen Liedern; nicht minder oft aber auch Lust und Leid unvergeßlicher Augenblicke.

Die Heidelberger Liederhandschrift wird eröffnet durch ein Liebeslied Kaiser Heinrichs VI., des Sohnes Barbarossas:

Ich grüße mit Gesang die Süße,  
Von der ich lassen nicht will noch kann.  
Seit meine Lippen ihr brachten die Grüße,  
Ach! seither so mancher Tag verrann.  
Wenn einer nun singt vor ihr dies Lied,  
Vor ihr, zu der es mich in Schmerzen zieht,  
Der, sei es Frau, sei's Mann, ihr meinen Gruß entblet'.

Mir ist das Reich und sind die Lande untertan,  
So oft ich bei der Liebsten meines Herzen bin.  
Doch schick' ich mich zum Abschiednehmen an,  
Ist all mein Reichthum, alle Macht dahin.  
Die Sehnsucht ist dann meine einz'ge Hab,  
Die jagt die Freude auf und ab;  
Und diesem Wechsel gräbt Erhörung nur das Grab.

In dem folgenden Liede Dietmars von Mist, eines österreichischen Ritters, ist jene konventionelle Verbindung: Frühling und Frauen, die immer wiederkehrt, zu einem schönen und gemütvollen Liede gestaltet:

Ah! nun kommt die Frühlingszeit, die kleinen Vöglein singen.  
Es grünt die Heide breit und hoch; der Winter zieht von himmen.  
Nun sieht man wieder Blumen blühen, sie schmücken schimmernd uns die Heide;  
Drob wird gar manches Herze froh; auch meinem bringt es Trost im Leide.

Ich bin dir lange hold gewesen, du teures Weib, so klar und gut.  
Wie wohl ward ich bei dir geborgen! Du hast geadet meinen Mut.

Wenn ich um deinetwillen besser ward, so mag es Huld und Heil mir bringen;

Und alles hast du wohlgetan, läßt du das Ende auch gelingen.  
Den gleichen herzlichen Ton trägt ein inniges Lied Aists, das den Abschied des Mannes von seiner geliebten Frau zum Gegenstand hat, auch hier in einer Verbindung mit der Natur.

„Liebster, Liebster, schläfst du?  
Schon weckt uns aus der süßen Ruh  
Ein Vöglein in den Zweigen  
Der Linde, zwischend einen Reigen.“

Da steigen der Süßen ins Aug' die Tränen:  
„Du gehst, und läßt' mich hier in Sehnen  
Zurück, denn alle, alle Freude geht mit dir.  
Oh, wann, wann kommst du wieder mir?“

Auch der Scherz ist reichlich zu seinem Recht gekommen im Minnesang. Eines der frühesten launig-frohen Lieder stammt von Heinrich von Veldeke, der in Maastricht zu Hause ist und das erste höfische Epos geschrieben hat. Das Lied enthält eine scherzhafte Anspielung auf Tristan, der nur deswegen von so heißer Liebe zu Isolde ergriffen worden sei, weil er den Liebestrank getrunken habe.

Tristan mußte überlang  
Treue sein der Königinne,  
Denn ein Gift ihn dazu zwang,  
Mehr noch als die Kraft der Minne.  
Drum soll mir die Gute Dank  
wissen, daß ich nie noch trank  
Solchen Wein und sie doch minne  
Mehr als er, und das muß sein!  
Der Frauen Krone,  
Du Falsches ohne,  
Laß mich werden dein  
Und du werde mein!

Hier läßt sich ein weiteres scherzhafte Lied anschließen von dem bedeutendsten Sänger vor Walther, Heinrich von Morungen, einem Thüringer:

Dich zu lieben, darf ich's wagen?  
Dann fleh' mich doch ein wenig an!  
Ich kann's so länger nicht ertragen,  
Ich häng' mein Leben noch daran.  
Ich bin krank, mein Herz ist wund.  
Das hat, liebste Frau, getan  
Dein Augenpaar und roter Mund.

Holde Frau, sieh an mein Leid,  
Oh' ich mir den Tod gegeben!  
Du sprichst ein Wort voll Bitterkeit;  
Berkehr's und ich will wieder leben.  
Immer sprichst du nein, oh nein!  
Nein, oh nein, oh nein, oh nein!  
Das bricht mir noch das Herz vor Pein.  
Kannst du nicht einmal sagen ja?  
Ja, ja, ja, ja, ja, ja, ja!  
Solch ein Wort, das liegt mir nah.



Sonst sind die Lieder Heinrichs von Morungen ernst und haben einen hohen Flug. Sie erinnern in manchem an Wolfram. Das folgende ist von einer großen Schönheit:

In so himmelhoch jauchzender Wonne  
Schwebte mein Herz vor Freuden noch nie!  
Wie ein Vogel hinauf zur Sonne  
Schwingen sich meine Gedanken um sie,  
Seit ihr Trost mich sanft umsing  
Und mir durch die Seele tief  
Mitten in das Herze ging.  
Alle Schönheit, die ich schaue,  
Mehrt das Glück in meiner Brust;  
Lust und Erde, Wald und Aue  
Sollen teilen meine Lust.  
Und nun darf ich träumen, sinnen,  
Habe wonnevollen Trost,  
Stehe hoch, auf höchsten Zinnen!

Selig sei die süße Stunde,  
Selig sei die Zeit, der Tag,  
Da ein Wort aus ihrem Munde  
Schlug an meines Herzens Schlag.  
Schreck' trotz Freude packt mich an,  
Dah' ich nun vor Liebe gar  
Nicht ein Wörtlein sprechen kann.

In einer Straphe Ulrichs von Lichtenstein, der in vielen seiner Lieder ganz andere Töne anschlägt, sei noch einmal ein reiner Zusammenklang von Frühling und Frauen gegeben:

In dem Wald ein süßes Klingen  
Tönt von kleinen Vögelein.  
Draußen blühende Blumen dringen  
Auf zum holden Maienschein.  
Also blüht mir hoher Mut  
Im Gedanken ihrer Güte,  
Die mir reich macht mein Gemüte,  
Wie der Traum den Armen tut.

Ich möchte diese Proben abschließen mit einigen Strophen von badischer Minnesänger. Der Anteil der Badner an Minnesang ist leider klein und setzt erst spät ein; aber ein paar hübsche Lieder dürfen wir doch für unsere Heimat in Anspruch nehmen. Wer jetzt ins blühende Donautal wandert und dem lustigen Burgnest Werenwag einen Besuch abstattet, der mag sehen, wie die Wiesen, von einem lichtblauen Schimmer überhangen, sich weich an das dunkle Wasser der Donau schmiegen. Alhorn- und Birkengrün züngeln schon an den grauen und rost-roten Felsen des Tales empor. Wenn dann noch der Himmel blau geslaggt hat und eine Lerche sich hinauf jubelt bis unter das Burgfenster, so versteht man, wie der Burgherr Hug von Werenwag, dem es an einem Maimorgen ähnlich ergangen sein mag, in seinem Lied an die Freude zur Frühlingstrost auffordert:

Freudenreicher, süßer Mat  
Du sollst uns willkommen sein.  
Schöne Blumen mancherlei  
Bringt zu uns dein lichter Schein.  
Die ganze Welt trägt jetzt dein Kleid;  
Du hast befreit  
Die Vögelein.

Und man hört sie süße singen,  
Die herzliche Nachtigall.  
In den Wald läßt sie erklingen  
Wonnevoller Stimme Schall.  
Sommers hat sie dort geheßt,  
Ganz im Laub versteckt  
War ihr Saal.

Soll nun unsre Trübsal währen?  
Ziemt sich das für junge Leute?  
Für so sonnigliche Mären  
Schickt sich besser helle Freude.  
Frohe Kunde soll'n wir sagen  
Und verzagen,  
Wer im Reide.

Nicht allzu fern von dem Donautal saß dem Herren Hug ein ritterlicher Gefährte auf der Burg Hohensfels, hoch über dem Ueberlinger See, da wo dessen Ufer in ebenmäßiger Rundung sich zur Burg Bodman hinüberbiegt. Herr Burkhard von Hohensfels nannte einen der schönsten Fleckchen am Bodensee sein eigen; und das Hochgefühl dieses Besitzes vermehrte der gute Tropfen Reichenauer Klosterwein, mit dem er sich im einsamen Winter selbst Stimmung zutrank zum frohen Geschäft des Dichtens. Burkhard ist unser bester badischer Minnesänger. Er hat manches übermütige Tanzlied geschrieben; ich möchte jedoch zum Schluß eine seiner ersten Strophen bringen, die klingt wie tiefer Orgelton, ein rechter Lebenspruch für einen jungen Menschen, der mit reiner Hand des Lebens pflegt:

Lerne gerne wohl gefallen  
Reinen Frauen, junger Marra.  
Meine eine vor ihnen allen,  
Dann bist du auf rechter Bahn  
Und von Seligkeit begleitet.  
Unehr' steht dich allerwärts,  
Denn, von treuem Weib bereitet,  
Wächst die Tugend dir ins Herz.

Der Blütezeit des Minnesangs folgt der Sommer, die reife Ernte, in Walthar von der Vogelweide, dem größten Lyriker bis auf Goethe, und Wolfram von Eschenbach, dem größten Dichter des deutschen Mittelalters. Frühling und Frauen ist auch ihnen das Schönste, wenn auch nicht das einzige, das sie besingen; und über ihr Leben, wie über das eines jeden Minnesängers ließe sich der mittelhochdeutsche, zeitlos schöne Vers schreiben:

Keiner lebt vom Aufgang bis zum Ende,  
Der seines Herzens Königin nicht fände.

## August Stürzenacker / Historische und kritische Betrachtungen über Karlsruhes alten und neuen Stadtplan.

I.

Am 17. Juni 1715 wurde der Grundstein zu dem Schloß-  
turm und damit auch zu der Stadt Karlsruhe von Markgraf  
Karl Wilhelm in Anwesenheit des gesamten Hofstaates in  
feierlichster Weise gelegt. Karl Wilhelm kam mit großem Ge-  
folge und fürstlicher Pracht zu diesem Zwecke aus Durlach.  
Nach der an jenem Tage verlesenen Urkunde hatte Karl Wil-  
helm „sich gnädigst entschlossen, zu Dero künftigen Ruhe und  
gemüthlichen Ergözung eine fürstliche Residenz in dem so-  
genannten Hardwalde nahe bei Mühlburg auszubauen“. Eine  
Stadt pflegt man im allgemeinen als fertige Gebilde anzu-  
sehen, zu rühmen oder zu tadeln; darüber, warum sie entstand,  
warum sie gerade so entstand und in wessen Kopf sie entstand,  
pflegt man nicht zu grübeln, man nimmt sie eben als bestehende  
vollendete Tatsache hin. Wer aber eine Stadt in ihrem Wesen  
und in ihrer Entwicklung verstehen will, der muß tiefer schauen,  
das um so mehr, wenn es sich um ein so eigenartiges Gebilde  
wie Karlsruhe handelt, das aus dem Nichts entstand.

Zahlreiche Sagen über die Gründung Karlsruhes durch  
Karl Wilhelm werden erzählt; Karl Wilhelm soll sich auf der  
Jagd verirrt und an der Stelle, wo er ausruhte, aus Dank für  
die Rettung für den Bau eines Schlosses entschieden haben.  
Diese Sage entbehrt insofern der Wichtigkeit, als die Gegend,  
in welcher das Schloß gebaut wurde, damals nicht völlig unbe-

wohnt war; in der Nähe lag das Gasthaus zum Waldhörnle,  
eine Schenke für Fuhrknechte und Waldarbeiter; auch hatte ein  
zwarwarterer Metzger, Christian Zuläger, an der Stelle, wo  
das Schloß entstand, ein Häuschen, das er, weil es in die Bau-  
anlage des Markalls hineinfiel, auf Geheiß des Schloßbau-  
meisters des Ingenieurs und Fähnrichs der Garde, Friedrich  
von Babendorf, abreißen mußte; auch andere Wirthe besaßen  
nicht allzu weit entfernt von der Stelle des heutigen Schlosses  
Wirtshäuser. Menschenleer war also diese Gegend nicht.

Karl Wilhelm war seit langen Jahren mit der Durlacher  
Stadtverwaltung entzweit, weil diese für seine hohen Pläne  
in ihrem engen Lokal- und Parteigeist kein Verständnis hatte  
und es darum mehrmals zu ernstlichen Meinungsverschiedenheiten  
gelommen war; daß die Durlacher nach all dem, was sie in den  
Stürmen des Dreißigjährigen Krieges und auch später nach  
dem Jahre 1689 noch erlebt hatten, ängstlich, vorsichtig und zu-  
rückhaltend in ihren Plänen waren, war einigermaßen ver-  
ständlich. Durlachs Schloß war 1689 im Orleanschen Krieg  
gründlich zerstört worden und mußte neu aufgeführt werden;  
der Neubau regte zu neuen Gedanken und zu neuen Ideen an,  
die nicht gerade in dem Mangel an Mitteln, wohl aber an dem  
wandelnden Verständnis der Stadt Durlach scheiterten. Die  
Durlacher lebten noch in der Erinnerung an die vergangenen



Reiden und in der Befürchtung vor kommenden; sie lebten auch wie es wenig gereiften Menschen gewöhnlich geht, in einem engen Gesichtsbild, der kaum über die eigenen Bemerkungsgrenzen hinausschweift. Die Absicht Karl Wilhelms, die Stadt und sein Schloß in Durlach in wirklich großzügiger Weise zu erweitern, stieß vor dem Jahre 1715 schon mehrfach auf den geheimen Widerstand und 1716 im Frühjahr neuerdings wieder, weil die Bürger befürchteten, daß sie beim Verwirklichen der großen Pläne des Markgrafen an Grund und Boden verlieren könnten und teilweise ihre Rechte an Fremde, aus der Ferne Zugezogene, abtreten müßten. Die verschiedenen Auffassungen von Stadt und Fürsten führten auch in andern Dingen zu mehrfachen Streit: 1711 maßten sich die Durlacher an, „über die Pläne zu rasonieren“ über einen vom Markgrafen bestellten, ihnen aber mißliebigen Diakon, auch sonst waren sie nicht immer liebenswürdig und hielten starrköpfig an ihren Rechten fest. Der Gegner in diesem Streit, Karl Wilhelm, ein gerechter, aufrechter, aber auch energischer Mann fadelte nicht lange, ein Zeichen seines gesunden Menschenbildes, auch seiner durch die Zeit schließlich begründeten absolutistischen Auffassung sind u. a. Randbemerkungen, die von seiner Hand geschrieben in alten Akten zu finden sind. „Bleibt habet“, „tüchtiger Kerl“, „grentlicher Lump“, „verstoffener Lumpenfund“, „bekommt keine Weinzulage“ und dergl. mehr. Daß so grundverschiedene Auffassungen und Herren nicht lange Zeit nebeneinander hergehen konnten, war verständlich.

Sie kam das wenig glückliche Verhältnis zu seiner Gattin Magdalene Wilhelmine, Tochter des Herzogs Ludwig-Wilhelm von Württemberg; der tief religiöse Sinn und die ernste Lebensauffassung dieser Frau konnten sich nicht mit der übermütigen fürstlichen Pracht, dem heiteren Sinn des Gemahls und seiner Liebe zu Abenteuern jeder Art vertragen. Nicht uninteressant ist es, die Augen um diese Zeit auch nach anderer Stelle zu wenden. In Mannheim ließen Kurfürst Karl Ludwig und seine Gemahlin Charlotte von Hessen nach der Verwüstung durch den Dreißigjährigen Krieg die Stadt wieder aufzubauen, zwei Naturen, die in sich gerade das Gegenteil des Baden-Durlachischen Herrscherpaars darstellten: der Kurfürst häuslich, sparsam, ernst und liebevoll, die Fürstin kalt, voll exzentrischer Passionen, eigenwillig und herrschsüchtig. Auch in Mannheim veranlaßte häuslicher Zwist Karl Ludwig zum Ausbau der Friedrichsburg und zum Bau des Schlosses.

Es ist nicht anzunehmen, daß Karl Wilhelm mit dem Bau des Schlosses auch den Bau einer Stadt, gar einer Landeshauptstadt verbinden wollte; die Schaumünze, geprägt zur Feier der Grundsteinlegung und ein im Besitz des Generallandesarchivs vorhandener Plan jener Zeit, der außer der Stadtkirche eine katholische und reformierte Kirche enthält — erstere in Kleeblattform an der Stelle der heutigen Pyramide des Marktplatzes, die beiden letzteren ungefähr an der Stelle, wo heute Kreuz- und Lammstraße auf die Kaiserstraße einmünden, zeigen zwar schon eine ganze Anzahl Hansquartiere und eine kleine Stadt begrenzt von der Waldstraße bis zur Waldhornstraße einerseits, vom Schloßplatz bis zur Jähringerstraße andererseits. „Gleichwie des Regierenden Herrn Marggraven zu Baden und Hochberg zc. zc. Hochfürstliche Durchlaucht sich gnädigst entschlossen, ohngefähr einer Stunde weit von Dero Residenz-Stadt Durlach ein neues Lusthaus anlegen zu lassen, selbigen auch, nicht nur einen ansehnlichen Anfang, sondern auch zugleich den Namen Carolus-Ruhe der Ursache gegeben haben, weiln Sie die nunmehr die durch Gottesgnaden ver-

liehenen Friedenszeiten daselbst zur Erleichterung Dero schweren Regierungslasten nicht als einsamer Ruhe zu genießen sich vorgenommen, dennoch aber, um die Annehmlichkeit der Situation durch die Bevölkerung zu vermehren, verschiedene nutz- und ehrbare Gewerbe, Manufacturen und Handtierungen allda einzuführen gedenken; also . . .“ Diese Worte aus dem ersten Gnadenbrief von 1715 lassen nicht darauf schließen, daß in jenem Zeitpunkt an die Gründung einer Landeshauptstadt gedacht war. Karl Wilhelm wollte wohl anfänglich nur Quartiere für seinen Hofstaat an der einen Stelle beim Schloß selbst, für Diener und Handwerker an anderer Stelle, dem jetzigen „Dorfle“, anlegen. Gegen die Auffassung, daß er die Gründung eines größeren Gemeinwesens oder gar einer Landeshauptstadt beabsichtige, spricht schließlich auch eine Inschrift lateinischer Sprache aus dem Jahre 1728, die den Markgrafen als Verfasser bezeichnet und die Worte enthält „Contra voluntatem meam affluxit populus“ (Gegen meinen Willen strömte das Volk herbei.)

Die Idee, abseits der Heeresstraße und vom Getriebe der Welt sich einen neuen Sitz zu bauen, lag schließlich im Sinn der Fürstin und im Blut der damaligen Zeit. Markgraf Christian Ernst von Culmbach hatte sich 1701 mitten im Walde des Fichtelgebirges, nahe bei Bayreuth ein Schloß bauen lassen. 1707 war die Residenz von Baden nach Rastatt verlegt worden, neben Heidelberg entstand Schwetzingens Schloß, neben Bruchsal Waghäusel, neben Rastatt Favorite und neben Stuttgart Ludwigsburg; weiter Versailles 1650 und Charlottenburg 1681.

Schon die ersten Pläne, auf denen das Schloß in seiner Lage verzeichnet ist, zeigen das Fächergebilde, das Karlsruhes bauliche Entwicklung während mehr als eines Jahrhunderts bestimmte: Ein 900 Meter weit gespannter Kreis, im Mittelpunkt der Turm mit Schloß und von diesem, genau wie noch heute, fächerförmig ausstrahlend über den Schloßplatz hinaus bis zur Langen Straße oder, wie sie auch früher hieß, zur „Via principalis“ sternförmig neun Straßen; die übrigen 23 in nahezu regelmäßigen Abständen vom Mittelpunkt ausgehenden Linien waren Waldalleen, die nach Norden, Osten und Westen zogen. Begrenzt nach Süden war die Stadtanlage durch das Rüppurrer Tor, nahezu an derselben Stelle wie heute, nach Osten durch das Durlacher Tor, etwa an der Stelle, wo die Waldhornstraße in die Kaiserstraße einmündet, nach Westen durch das Mühlburger Tor, da etwa, wo die Karlstraße in die Kaiserstraße einmündet und das Rinkenheimer Tor, etwa da, wo heute die Gemäldegalerie steht. Die neun Straßen erhielten im Jahre 1718 ihre Namen nach den ersten Ordensherren und Ordensrittern und hießen die Plantische, Drastische, Reiningensche, Löwenranksche, Markgraf Christoph, Markgraf Karl, Prinz Friedrich, die Günthersche und die Rotbergsche; aber schon um etwa 1730 müssen ihre Namen aus verschiedenen Gründen in andere, mehr demokratische, nach den in eben diesen stehenden Wirtschaftshäusern benannte, übergegangen sein, die sie bis in spätere Zeiten, teilweise sogar bis auf die Gegenwart erhalten haben: die Waldhorn-, Kronen-, Adler-, Kreuz-, Bären-, Lamm- und Ritterstraße; die Herrenstraße behielt die Erinnerung an die Aristokratie bei, die einseitig bebauten Waldstraße drückt die unmittelbare Nachbarschaft des Waldes aus. Hinter dem Schloß, im heutigen Schloßgarten, lag der Tiergarten, vor dem Schloß, auf dem heutigen Schloßplatz, der Blumengarten mit tief liegenden Beeten und eingefast von Buchs- und anderen Hecken; Schloßgarten wie Schloßplatz nahezu noch ebenso in der Ausdehnung wie heute, anders allerdings in der Ausbildung.

## Heinrich Fund / Wo wohnte Klopstock in Karlsruhe?

Als Klopstock im Oktober 1774 nach Karlsruhe kam, stieg er alsbald bei Kirchenrat Voedmann ab, um bei diesem auf des Markgrafen Kosten zu logieren. Am Haus Nr. 9 im Zirkel (dem damaligen Kleinen Zirkel), Ecke der Kronenstraße, zeigt eine Tafel an, daß Klopstock dort gewohnt habe.

Diese Angabe ist falsch. Etwa zehn Wochen vor Klopstock bezog Lavater bei Voedmann Logis. Voedmann nahm den berühmten Züricher Gast nach einer schrecklichen Wagnis-Nacht im Gasthaus zum Erbprinzen Samstag den 6. August 1774 zu sich ins Haus. Am Sonntagmorgen schrieb Lavater sogleich nach dem Aufstehen in sein Tagebuch, das er, so wie es entstand, heftenweise von der Reise in die Heimat sandte: „Guten Tag, liebe Kinder! Ach, abermals eine Plage-Nacht von Ungezieser in Voedmanns Haus. Doch nun überstanden und jetzt mit etwas heißem Kopf auf. Höre Vögelgesang, sehe das Markgräfliche Schloß und den Garten vor mir, schneide nun eine Feder und versuche, meine Predigt anzufangen. Es schlägt 5 Uhr, Liebe!“

In städtischen Akten von 1781 bis 1792 erscheint Voedmann als Hausbesitzer im Großen Zirkel, heute Schloßplatz genannt. Daß Voedmann aber schon zu der Zeit, da Lavater und Klopstock bei ihm wohnten, dort sein Haus hatte, wird durch die oben mitgeteilte Stelle aus Lavaters Reisetagebuch bezeugt. Nur

in einem Logis am Großen Zirkel konnte Lavater das Schloß und den vorderen Schloßgarten vor sich sehen.

Im Karlsruher Wochenblatt 1790 Nr. 32 lesen wir: „Herr Nägele ist gefonnen, sein mitten im Großen Zirkel zwischen Herrn Geheimrat Gerstlacher und Herrn Hofrat Voedmann liegendes Kaffeehaus zu verkaufen.“ Und in demselben Blatt findet sich 1795 Nr. 42 das Inserat: „Das in die Verlassenschaft des seligen Herrn Geheimrats Gerstlacher in dem Großen Zirkel an der Adlersgäß gelegene Haus wird Montags den 20. Oktober versteigert werden.“ Der Inhalt dieser beiden Verkaufsanzeigen ermöglicht uns, die Lage von Voedmanns Haus genau zu bestimmen.

Dem Haus des Geheimrats Gerstlacher im Großen Zirkel an der Adlersstraße entspricht heute Schloßplatz Nr. 7. Es folgte diesem Hause das zwischen dem Gerstlacherschen und dem Voedmannschen Haus gelegene Kaffeehaus Nägele, dann Voedmanns Haus, heute Schloßplatz Nr. 9. Hier ist die Tafel für Klopstock anzubringen.

Voedmann besaß das Haus mit den Erben des am 21. Januar 1766 gestorbenen Hofrats und Leibarztes Eißbrodt, dessen älteste Tochter er am 19. August des genannten Jahres heiratete.



## Hans Gäßgen / Alte Odenwälder Bildstöcke.

Wer durch den Odenwald wandert, der trifft ab und zu, oft in einsamen Gegenden, oft an der Dorfstraße meist aus rotem Sandstein gehauene Bildstöcke, die sich malerisch der Landschaft einfügen. Tritt man näher hinzu, so sieht man auf der eigentlichen Bildtafel etwa Maria mit dem Jesusknaben in Hochrelief dargestellt, oder auch das Elternpaar Jesu und in der Mitte das Kindlein. Manche Stöcke aber zeigen in roher Ausführung eine Gestalt, in der ein primitiver Künstler, so weit es seine bescheidenen Kräfte und Mittel gestatteten, den Heiland darstellen wollte. Aus den verschiedensten Perioden deutschen Kunstschaffens stammen diese Bildzeichen; die meisten aber sind wohl in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden.

Welches war der Anlaß zu ihrer Errichtung? Manche verdanken ohne Zweifel ganz einfach dem nach sichtbaren Ausdruck verlangenden religiösen Empfinden ihre Entstehung. Ein mit Glücksgütern gesegneter Bauer etwa gab einem dörflichen Steinmetz den Auftrag, am Wege, den er täglich zu seinen Aekern schritt, einen Bildstock zu errichten, vor dem er nur morgens und abends einen Augenblick im Gebet verweilte. Der Künstler wurde auf dem Bildstock nicht genannt, wohl aber der, der es errichten ließ.

Oder aber: Das Knäblein des Echohofbauern, der Erbe des Hofes, liegt im Fieber und der Vater verspricht, falls sein Sohn geneset, einen Stock an der Straße nach Hollarbach. — Die Pest ist im Lande. Tausende sterben. Ein Dorf bleibt wunderbarer Weise verschont. Dankbaren Gemüts beauftragen seine Bewohner einen dörflichen Künstler, ein steinernes Bildwerk zum dauernden Gedenken auszuhaun.

Endlich verdanken die Bildstöcke auch denselben Anlässen ihre Entstehung, die in Oberbayern die „Marterl“ an die

Strassen stellen. Ein Unglücksfall, sei es, daß einer unter den Wagen kam, sei es, daß ihn der Blitz oder ein gefällter Baum erschlug, bewegt die Hinterbliebenen, an der Stelle des Unheils einen Stock errichten zu lassen mit einer Inschrift, die die Vorübergehenden bittet, für die Seele des Verstorbenen ein Gebet zu sprechen.

Auch der Weltkrieg hat Gelegenheit geboten, zum Gedenken Gefallener Bildstöcke zu errichten, die aber — leider muß es gesagt sein — an schlichter Schönheit nicht mit den Zeugen früherer Totenehrung wetzeln können. Der heutige Steinmetz ist nicht mehr, wie in vergangenen Zeiten, selbstschöpferischer, ideenreicher Künstler. Er arbeitet nach der Schablone und ohne inneres Verhältnis zu den Werken seiner Hand. Und so steht es mit den meisten anderen Zweigen des Handwerkes. Die Großstadt ist der Sitz der Kunst — einer ungesunden, naturfremden „Kunst“ — geworden, das Dorf, die kleine Stadt besitzen keine schöpferischen Kräfte mehr, — und doch ist auf dem Lande allein, im innigen Zusammensein mit Wald, Tal und Wiesen, der Boden für eine aus den besten Kräften unseres Volkes gespeiste Kunst und Kultur zu finden.

Auch die alten Bildstöcke im Odenwald sind ein hold Erinnerung an vergangene, innerlich gesunde und gesegnete Zeiten und eine Hoffnung auf kommende glücklichere Jahrzehnte, in denen Dorf und Kleinstadt berufen sein werden, die Schäden zu heilen, die die Großstadt unserer Kultur geschlagen hat. Dann werden auch wieder stille Künstler in Dorf- und Kleinstadt winkeln Werke voll Schlichtheit und Innigkeit schaffen. Und die Menschen werden, vielleicht, wieder einmal die Wahrheit des alten Wortes erkennen, daß Kunst und Religion Geschwister sind.

## Hans Adalbert Berger / Werdegang.

Georg Haller bekleidete an einer der großen Zeitungen der Reichshauptstadt eine bei aller Bescheidenheit der Rangstufe und der Entlohnung sehr wichtige Stelle. An jedem Morgen, wenn zur Winterszeit noch dunkle Nacht in den Straßen lagerte oder im Sommer die zwischendurch Vogelstimmen in den nahen Parkanlagen zuerst den erwachenden Tag ankündigten, sah der junge Telephonist in seinem schmalen Arbeitsraum, um die eine Hand um den Griff des Hörers geklammert und mit der andern über die Papierbogen eilend, die neuesten Nachrichten über das politische und sonstige Geschehen auf dem weiten Erdenrund entgegenzunehmen. Wenn er auch bloß mit stenographischen Zeichen zu Papier brachte, was die große Nachrichtenzentrale mit feinstem, elektrischem Tastsinn aufgespielt hatte, erneuerte sich doch mit jedem Tage sein stolzes Verantwortungsgefühl und, daraus wieder hervorgehend, die Liebe zu seinem Beruf. Mit heimlichem Herzklopfen übergab er den leitenden Männern der Zeitung die zierlich geschriebenen Meldungen und ein besonderes Glück war es für ihn, auf eine besonders wichtige, erfreuliche oder traurige, hinweisen zu können. Das bewirkte dann wieder, daß für eines Augenblicks Länge die aufregende Betriebsamkeit der Federgewaltigen unterbrochen und in Georgs beglückter Gegenwart die vorläufige Stellungnahme zu den Ereignissen beschlossen wurde.

Die gleichsam schöpferische Art, wie er das Brausen des Weltgeschehens zuerst mit den äußeren Sinnen auffing und nach dem Gestaltwerden an der Blut seiner innersten Teilnahme in eine gebrauchsfähige sprachliche Form brachte, machte Georg zu einem nachdenklich in sich gewandten Menschen. Jedes Schicksal, das aus den unscheinbar gleichgültigen Buchstaben sprach, mochte es einen unbekanntem Namenlosen oder eine berühmte Tagesgröße, das eigene Volk oder ferne Erdteile betreffen, ging ihm wunderbar nahe, weil er es wie in der eigenen Seele und am eigenen Körper ahnungsvoll erlebte. Wie gerne hätte er nur Freundschaft, Lobenswertes über Menschen und Dinge niedergeschrieben und das Häßliche, Betrübbende der täglichen Ereignisse unterdrückt. Oft auch wandelte ihn die Lust an, selbst eine frohe Kunde zu erfinden oder einem unerfreulichen Vorgang aus dem Schuldbuch menschlichen Vastens einen verführenden Abschluß zu geben. Aber am Ende siegte doch über sein bildsames Gefühl die ernsthafteste Erwägung seiner beruflichen Verantwortlichkeit, die seine erfinderischen Neigungen vorläufig in den Bezirk harmlosen träumerischen Planens verwies.

Seit einiger Zeit trieb es ihn, sobald er des Morgens in seiner ärmlichen Behausung erwachte, mit glückbeschwingter Eile zu seiner Arbeitsstätte, vor der, oft in stundenlangem Warten, bis der Pförtner ihn erkannt einließ, seine Sehnsucht auf eine harte Probe gestellt wurde. Dann sah er, sich zu dem Bevorstehenden sammelnd, noch untätig vor dem Telephon, dessen fröhliches Klingelkläuten ihn täglich mit der Pünktlichkeit einer bestimmten Minute aus seiner vorweggenommenen

Freude riß. Kaum daß er mit bebender Hand den Hörer ergriff und seine Zeitung meldete, scholl ihm aus lieblichem Frauenmund ein hellvergnügtes „Guten Morgen!“ entgegen, das er mit einem ebenso herzlichen „Guten Morgen, Fräulein!“ erwiderte. Und während nun die wie freundschaftlich eindringliche Stimme eine endlos aneinander gereichte Folge Nachrichten, bald unverständliche Worte bereitwillig wiederholend, bald einen persönlichen Kommentar impulsiv dazwischen rufend, diktierte, hatte die gewandte Hand des jungen Zeitungsmannes Mühe, zu folgen.

Zu seinen reichsten Mußestunden gehörte jetzt die heimliche Zwiegespräche mit der Unbekannten. Der neckische Wohlklang ihrer Stimme diente ihm als einziger, wie er fest glaubte untrüglicher Führer durch die unbegrenzte Vorstellung ihres vollkommenen Wesens. Die von der Romantik unsichtbarer und dennoch sinnlich einprägsamer Liebe entflammte Phantasie schmückte ihre Gestalt mit den edelsten Reizen der Jugend und Schönheit. Aber als das wertvollste Geschenk seiner Zuneigung stattete er diesen Leib mit dem kostbaren Juwel einer großen, reinen Seele aus, indem er die Regungen der eigenen Brust, um weibliche Güte gesteigert, in ihr Bildnis verpflanzte.

Die Gleichartigkeit des Berufes und die, wenn auch unwirkliche tägliche Verührung ihrer Worte stellte eine reizvolle Gemeinschaft zwischen ihnen her, die beiden den Mut zu immer herzlicheren Begrüßungen, ja verliebten Schelmerien gab. Und eines Tages, nachdem sie in seltener Glücksstunde sich mit Namen und einigen persönlichen Verhältnissen vorgestellt hatten, faßte er den kühnen Entschluß, sie um eine Begegnung zu bitten.

Als sie sich dann unter den verabredeten Erkennungszeichen an einem schönen Sommerabend trafen, erlebte Georg die erste Enttäuschung seines jungen Lebens. Statt Jugend und Schönheit sah er sich einem ältlichen, aller körperlichen Reize baren Jungfräulein gegenüber, das noch dazu, wie er im Laufe des Abends bemerkte, durch einen duckigen Ansatz in der Freiheit der Bewegungen und wohl auch in der Offenheit des Gesichtsausdruckes beeinträchtigt wurde.

Es bedurfte zunächst der ganzen überlegenen Klugheit Hanna Richters, um Georg vor unbesonnenen Schritten seiner wortlos erregten Abneigung zurückzuhalten. In der schmerzlichen Verborgenheit ihres allzu früh geschärften Empfindens hatte sie sich jenes seine Maß für die Ungleichheit alles Erschaffenen erworben, das Menschen von körperlichen Mängeln immer eignet. Und obwohl sie sich des Abstands der Alter und leiblichen Formen scharfsinnig bewußt war, tröstete sie doch die überzeugte Voraussicht, daß schon der erste Ansturm ihrer seelischen Fülle seinen hartnäckigen Widerstand besiegen werde.

Und wirklich brauchte Georg sein Liebesunterfangen nicht zu bereuen. Mehr und mehr erschlossen sich, im engumsangenen Schreiten durch den sommerlichen Abend, die Herzen, fröhlich, die menschliche Form gefunden zu haben, in die sich der warme



Strom einsamer Gefühle ergoß. Während vor Georgs erwaachten Augen die Freundin ihre Mißgestalt abstreifte und zu bewundernd geschauter Größe sich erhob, ward ihr der junge Schwärmer zum ebenbürtigen Genossen einer Stunde, die von den tiefen Einsichten in alles Geschehen widerklang. Als sie sich endlich trennten und ein Wiedersehen für den nächsten Tag versprachen, wußten sie, daß sie einander treue Freunde in den wenigen Stunden geworden waren.

Am Anfang und am Ende seines Arbeitstages erwartete ihn von nun an das Glück eines köstlichen Zusammenseins mit der Geliebten. Wie ein leuchtender Himmel spannte es sich um die Tagesgleichen seines Berufes, die Stunden vergoldend, deren eine ihn manchmal ermannen wollte. Neigte seine Einbildung früher zu sanft zerfließenden Bildern trägen Hindämmerns, so befeuerte jetzt sein Blut die tätige Kraft erfindungsreicher Berührung mit atmendem Leben. Dazu kam noch die schön erdichtete Welt verträumter Blücher, die Hanna ihm aus ihrer kleinen Bibliothek zu lesen gab und an deren Freundeshand sie gemeinsam durch den Rosengarten ihrer Liebe wandelten.

Aus so reichen Quellen strömte ihm unbewußt die Kraft und der Mut zu, es mit eigenen dichterischen Erfindungen zu versuchen. Zuerst waren es kleine Stimmungsbilder, etwa eines gefühlvollen Sonnenuntergangs, eines Sommertags, oder die nachdenkliche Beobachtung eines Vorgangs im bewegten Straßenleben. In Gedächtnis sang er sich dann wohl auch von dem Ueberfluß seiner Empfindsamkeit los. Diese Frühlingslieder seiner Muse brachte er noch am Tage ihrer Geburt zu den Liebesstunden und beifällig sahen sie dem lieblichen Reigen wohlgefehrter Worte zu.

In viel größerer Zahl aber, als seine bereits gelungenen Versuche darstellten, erfüllten dichterische Zukunftspläne seine Seele. Wie leer und unbedeutend kamen ihm dagegen die kalten, herzlosen Nachrichten und politischen Meinungen vor, mit denen er täglich die Spalten der Zeitung füllen half. Einige Male schon hatte der freundliche Herr, der den Teil für Kunst und Literatur verwaltete, kleine Gedichte und Schilderungen aus Georgs Feder drucken lassen und ihn zu weiterer Mitarbeit ermuntert. Das verlieh ihm jetzt eine strahlende Kühnheit. Er änderte den Text der Meldungen eigenmächtig um, so, daß sie bald eine unerlaubte Ergänzung, bald einen gegenteiligen Sinn erhielten. Nicht immer, zumal bei unwichtigen Nachrichten nicht, wurde die Fälschung entdeckt; und in den anderen Fällen wußte sich Georg entweder mit einem Hörfehler bei der Abnahme der Gespräche oder mit ungenauer Uebersetzung des Stenogramms herauszureden. Diese Vorgänge warfen auf einmal ein mißtrauisches Licht auf den bisher als vertrauenswürdig und verlässlich geschätzten jungen Mann. Als er sich aber, von seiner beharrlichen Erfindungssucht wie von einem Wahn besessen, zu einer von ihm von Anfang bis zu Ende verfaßten Falschmeldung

mit äußersten politischen Folgen hinreißen ließ und sich schließlich selbst als deren Urheber bezeichnete, war seine Entlassung aus dem Zeitungsbetriebe unabwendbar.

Für Georg begann damit eine harte Prüfungszeit. Behaftet mit dem Makel eines Fälschers wagte er nicht, sich um eine andere Stelle zu bewerben. Auch glaubte er, es den ersten dichterischen Erfolgen schuldig zu sein, seinen Namen vor demütigenden Bittgängen und unwürdiger Tätigkeit zu schützen. Mit vermehrtem Eifer nun wandte er sich in der gestaltungsreichen Ruhe seines Gemüths endlich der Ausführung langhin vorbereiteter Entwürfe zu. Wozu er früher Wochen brauchte, gelang ihm nun oft in der Schaffensseligkeit eines begnadeten Tages. Ja es schien ihm, als besäße leibliche Not erst seine dichterische Kraft. So rang er sich denn, tagelang abgeschlossen von Menschen und auskömmlicher Nahrung, zu seinem ersten größeren Erfolg durch, von dem er die Unabhängigkeit seines äußeren Daseins in zähem Troß erwartete.

Dem unerschütterlichen Glauben jenes einflussreichen Herrn an Georgs Talent hatte er es zu danken, daß ihn noch immer heimliche Beziehungen zu seiner Zeitung verbanden. Aber nicht nur hier erschienen gelegentlich Georgs schriftstellerische Beiträge, übrigens unter angenommenem Namen; auch Zeitschriften von literarischem Ansehen wußte Georgs Beschützer für die Aufnahme zu bewegen.

Durch all die Zeit entsagungsvollen Ringens um Anerkennung ging Hanna ihm opferbereit zur Seite. Mit anschnielender, fast mütterlicher Zuversicht zerteilte sie kleinstmütige Verzagttheit oder dämpfte, wenn sich sein Feuergeist zu kühn vermaß, die Begehrlichkeit seines Willens. Wunderfame Beziehungen zwischen den feinfühlig umschriebenen Inhalten seines Dichtens und ihrer vertrauensvollen Gemeinschaft spannen zarte Fäden hin und her, und da seine Gestaltungsgabe mehr und mehr aus dem Erlebnisgrund ihrer gemeinsamen Schicksale schöpfte, ergab sich unbewußt wiederum eine nachträgliche Uebereinstimmung mit der also beschriebenen Erfindungswelt. Allzu Herbes und Eigenwilliges, das des letzten Ueberarbeitens ermangelte, ward so durch ihr schönes lebendiges Beispiel ausgemergelt, wie das vorgelebte Gleichnis seiner erschaffenen Menschen ausgleichend und versöhnend auf manche nicht ganz beherrschte Stunde wirkte.

Dieses zart auf einander abgestimmte Doppelspiel von Ideal und Wirklichkeit mußte einmal die enge Form sprengen, die beides umschloß. Es gab ihnen den Mut, aus ihrer schüchternen Verborgenheit in die rätselvolle Öffentlichkeit der Namen und des gesellschaftlichen Daseins einzutreten. Bestimmte er, anerkannt und um dieser Kraft willen verehrt, Richtung und Höhe festtäglichen Gefühls, so sollte Hanna die Herrscherin des unentbehrlichen Alltags seine treu sorgende Gattin werden. Und sie machten sich auf den Weg, den Gipfelpunkt ihres Glückes zu ersteigen . . .

## Elisabeth Prinz / Die alte Bank.

Sechs Uhr abends. Ein schriller Pfiff ertönte von der Parfümeriefabrik, die Dampfpeife der gegenüberliegenden Nähmaschinenfabrik gab Antwort: Arbeitslohn! In dichten Reihen strömten die Arbeiterinnen und Arbeiter aus den großen Toren. Rasch löste sich der Former Karl Blacek von den Kameraden und eilte durch die kleinen Anlagen, welche sich vor der Fabrik befanden. Drüben aus dem anderen Tore trat eben, inmitten einer Gruppe schwatzender Freundinnen, ein frisch gebackenes Mädchen von etwa zwanzig Jahren. Sie war nicht gerade das, was man hübsch nennt, die Babette Börner, aber doch wie man im Volk sagt: ein sauberes Mädchen. Ihre Augen blickten munter jugend umher und strahlten auf, als sie Blacek fanden. Fröhlich mit der Hand winkend lief sie ihm entgegen. Auch auf seinem etwas grobknochigen, aber gutmütigen Gesicht leuchtete es bei ihrem Anblick hell auf. Das Paar gab sich die Hände, dann hing sich Babette an Blaceks Arm und sie gingen langsam auf und ab.

Na, Karl, rief ihnen ein vorübergehender Mitarbeiter zu, was macht denn du für ein fideles Gesicht? Hast wohl 'ne Million gewonnen? Wo wird unsereiner 'ne Million gewinnen? rief ein zweiter. Aber der Blacek zieht morgen ein Los in der Heiratslotterie!

Jawohl, rief Karl, und das große Los ziehen wir! gelt Babette? Damit legte er zärtlich den Arm um die Hüfte des Mädchens, welches vergnügt vor sich hinlachte.

Inzwischen hatte sich der Schwarm der Arbeiter verlaufen und Karl zog seine Braut in die Anlagen. Hier stand unter einer Tannengruppe halb verborgen eine Bank. Sie war erst vor einigen Tagen von der Stadt hergestell worden, die Bretter waren daher noch hell und sauber. Hier und da war allerdings schon ein Name oder ein kleiner Vers von Leuten angebracht worden, meist Pärchen, die sich irgendwie zu verewigen wünschten. Auch Blacek nahm sein Taschmesser heraus und fing an, in das harte Holz die Anfangsbuchstaben ihrer Namen zu ritzen, es ging nicht leicht.

Es wundert mich, daß das Messer nicht kaputt gegangen ist, meinte Babette. Ich denke, es langt jetzt! fügte sie dann hinzu, als er Miene machte, weiter zu schnitzeln.

I wo, ein Herz muß noch drum, wie es sich gehört! Er fing an zu ritzen, da brach das Messer. — Siehst du wohl, schalt Babette. — Na, meinte Karl, das kann man wieder machen lassen, oder kauft ein neues!

Ja, gewiß! das kostet aber Geld und wir wollen doch sparen, daß wir es als Eheleute zu etwas bringen! Zu diesen Worten lachte er gutmütig, dann plauderten sie noch lange, sich Hand in Hand haltend, von ihrer Ehe, und malten sich aus, was sie alles tun wollten, und wie schön es werden sollte. Dabei blickten sie zu den Sternen auf und erfreuten sich am großen Bären, der so hell, gerade über ihnen, am Nachthimmel funkelte.

Am Tage darauf fuhren sie zum Standesamt und in die Kirche. Babette im billigen, aber hübschen schwarzen Wollkleid, das Myrtenkränzlein im Haar. Blacek im schwarzen Anzug und Zylinder, welcher letzterer noch von seinem Vater stammte. Von der Kirche aus ging es mit den Trauzeugen in die kleine Wohnung, welche hoch oben in der neuerbauten Mietskaserne lag, nicht weit von den Fabriken entfernt. Es war für die beiden jungen Eheleute ein stillvergünstigter Hochzeitstag. Am nächsten Morgen begann die Arbeit wieder, denn das Leben verlangt sein Recht.

Es war im Winter. Zwölf Jahre später. Babette und Karls Ehe war geworden, wie es so viele gibt. Nicht himmelhoch glücklich, aber auch nicht unglücklich; sie lebten nebeneinander ohne Zanf, aber auch ohne Zärtlichkeitsbeweise. Die Fittertwachen waren längst verrauscht, die rauhe Wirklichkeit regierte und der Kampf ums Dasein war schwer. Noch schwerere Zeiten standen bevor.

Im ersten Jahr war Babette noch in die Fabrik gegangen. Dann stellte sich ein Töchterchen ein, Babette blieb zu Hause und nahm Heimarbeit an. Die Kleine wuchs heran, aber es



kamen noch viele Geschwisterchen, die Wohnung füllte sich und wurde eng.

Nun sah Babette der Geburt ihres siebten Kindes entgegen. Eine tiefe Verzweiflung ergriff sie, wenn sie daran dachte. Fünf Kinder drängten sich in den beiden engen Stuben, eines war gestorben, sie nahmen sich gegenseitig Licht und Luft weg. Und nun schon wieder eines! Das jüngste Kind hatte kaum laufen gelernt und stand noch sehr unsicher auf seinen Beinchen.

Mit kummervollem Blick überfah die Frau ihre Kinder, während sie emsig frisch gewaschene Wäsche auf ein Seil hing, welches in der Küche gespannt worden war. Die weiße Frau hatte zwar gesagt, sie dürfe sich nicht anstrengen, weder schwer heben noch übermäßig strecken. Ein herbes Lächeln umspielte ihre frühgealterten Züge: Unsereiner ist nicht zum Schönen und Faulenzen da!

Dann ging sie, als die Wäsche hing, aber doch schwerfällig in die Kammer, um sich zu legen; ihr war recht elend zumute. Einige Tränen rollten über ihr Gesicht, das nichts mehr von seiner ehemaligen Frische und Munterkeit besaß. In all dem Sorgen, die sie hatten, war eine neue getreten. Seit einigen Tagen war dieser entsetzliche Streik ausgebrochen, der als Folge die Aussperrung vieler Tausende von Arbeitern nach sich zog. Karl war ohne Arbeit und wenn sie selbst nun eine Zeitlang nicht mehr arbeiten konnte, was dann?

Inzwischen war Blacek durch die Stadt gegangen und hatte Arbeit irgendwelcher Art gesucht, jedoch vergeblich. Spät erst kam er heim. Er war etwas angetrunken und stieg mit schweren unsicheren Schritten die vier Treppen hinauf. Leise fluchte er vor sich hin, als er oben alles dunkel fand. Denn die Lampe, die der Hausordnung gemäß von der Türe aus die Treppe zu beleuchten hatte, war entfernt worden.

Eben wollte er heftig anknöpfen, als sich die Tür von innen öffnete. Eine fremde Frau trat ihm entgegen und leuchtete ihm mit der Lampe ins Gesicht. Sie winkte ihm heftig zu, ruhig zu sein. Nun erkannte Blacek sie und wurde augenblicklich nüchtern.

Um Gottes willen, ist etwas passiert? Die Frau zog ihn in die Küche und stellte die kleine Lampe, die sie in der Hand gehalten, auf den Tisch. — Da seid Ihr endlich, sagte sie strafend, während sie die Hände in die Seiten stemmte. Das Kind ist da, aber es waren böse Stunden. Eure Frau hat's elend mitgenommen.

Ist's ein Bub? unterbrach Blacek die Redende. Ja, es ist aber gleich gestorben, es war zu elend und schwach. — So, tot ist's? murmelte Blacek und fuhr sich mechanisch über das Gesicht. Dann wollte er in die Kammer. Die Frau hielt ihn am Ärmel fest:

Eure Frau braucht jetzt Ruhe, merkt's Euch. Ich gehe jetzt. Morgen früh komme ich wieder und bringe eine Schwester mit. Ich trage die Verantwortung nicht allein. Sie zog ihre Jacke an und bedeutete Blacek, ihr die Treppe hinunter zu leuchten und die Haustüre aufzuschließen.

Als sie gegangen, schlich Blacek behutsam in das Schlafzimmer, seine Frau schlief noch immer den Schlaf der Ermattung. Auf dem kleinen Sofa, hinter dem Tisch, lag ein weißes Bündel, welches mit einem Tuch verhüllt war. Er hob es auf und betrachtete das Kind, welches in ein altes, vielfach gefaltetes Täschchen und in ein Tuch gewickelt war. Alt und verblüht sah seine Frau aus, um den Mund lag ein tiefer Schmerzszug. Keine Linie erinnerte mehr an die lustige, immer lachende Babette Börner von ehemals, oder an die muntere junge Frau, die sie im Anfang gewesen. Wieder seufzte Blacek; ja, sie hatten sich herzlich lieb gehabt. Aber die junge jauchzende Liebe war im Alltagsgrau erstickt.

Da regte sich die Wöchnerin, schlug die Augen auf und sah ihren Mann an.

Das Feuer im Ofen glühte ein paarmal auf und erlosch dann ganz. Es wurde allmählich bitter kalt im Zimmer. Da regte sich die Wöchnerin, schlug die Augen auf und sah ihren Mann an.

Willst du was, Babette? fragte er auffahrend, nach Möglichkeit die Stimme dämpfend. — Mich friert sol flüsternde sie, und verkroch sich zitternd unter den dünnen Decken und Kissen. Er nahm den Polster von seinem Bette und breitete ihn über sie: Ist es besser so? Sie schüttelte den Kopf. Ich will Feuer machen, sagte er.

Wir haben kein Holz mehr und auch keine Kohle, ich habe sie für die Wäsche gebraucht. Erst wenn die abgeliefert ist, können wir frisches kaufen, erklärte Babette matt.

Dann will ich hinüber in die Anlagen gehen und ein paar Nester abhauen, sagte Blacek, und ohne auf ihren angstvollen Widerspruch zu hören, schlang er einen dicken Schal um den Hals, zog die Mütze über den Kopf und nahm in der Küche das Beil unter den Arm.

Die Winternacht war eifig kalt, der Wind piff dem Mann um die Ohren, als er hastig hinüber in die Anlagen lief, die sich noch immer wie vor Jahren vor den beiden Fabriken ausbreiteten.

Er war schon lange nicht mehr darin gewesen; halbvergeffene Bilder stiegen vor ihm auf. Wie gute alte Freunde grüßten ihn die Bäume, die in den Jahren mächtig gewachsen

waren. Und da, unter den Tannen stand ja die Bank noch, auf welcher sie als Brautpaar so oft gefessen hatten. Beim Näher-treten sah er, daß die Bretter alt und morsch waren. Die Schrauben, die sie in den Steinlöchern festhielten, waren durch und durch verrostet, mit leichter Mühe konnte er den Stab abreißen. So rasch er konnte, schleppte er die Bank heim.

Not kennt kein Gebot! Wenn es uns einmal besser geht, will ich zwei neue Bretter hinhinsetzen lassen, murmelte er und blinzelte schen um sich. Ungelesen gelangte er wieder in seine Wohnung. Die Frau erwartete ihn voll Unruhe.

Was bringst du? fragte sie. Er nahm ihre Hand und streichelte sanft die verarbeiteten Finger. Unsere alte Bank, Babetten!

Unsere alte Bank, wiederholte sie, ein wehmütiges, zärtliches Lächeln glitt um ihren Mund. Das hätten wir damals auch nicht gedacht! — Nein, murmelte Blacek und seine sonst so laute Stimme klang heiser.

Er ging in die Küche, um das Holz zu spalten. Dabei wurde er gewahr, daß die neueren Bretter anscheinend über die alten genagelt worden waren. Er riß sie voneinander und ein Ruf des Staunens entfuhr ihm. Sein Auge war auf eine alte, halb verwitterte und verloschene Inschrift gefallen. K. B. — B. B. und darum der Aufsatz zu einem Herzen.

Dem Manne stiegen die Tränen in die Augen und ein würgendes Gefühl sah ihm am Hals. Doch schnell fuhr er sich beschämt über die Augen. Vorsichtig hieb er das Stück heraus. Mit einem Arm voll gespaltenen Holzes trat er dann in das Zimmer und machte in dem kleinen Kanonenofen Feuer an. Bald knisterte und prasselte es lustig darin und verbreitete behagliche Wärme. Die blassen Wangen der Kranken röteten sich etwas.

Schau, sagte Blacek, kennst du das? Es ist von der Bank! Er reichte ihr das Stück Holz. Sie betrachtete es angestrengt bei dem Schimmer der kleinen Petroleumlampe.

Das hast du ja gemacht! rief sie, ganz genau kenne ich es wieder. Das Messer ist dir abgebrochen, wie du das Herz machen wolltest! damals, setzte sie mit zitternder Stimme hinzu, am Abend vor unserer Hochzeit. Im Herbst waren es zwölf Jahre. Mühsam hob sie den Arm und legte ihn um seinen Hals. Stumm preßte sie der Mann an sich. Dann legte Karl seine Frau vorsichtig zurück: Du sollst ruhig liegen, hat die Amme gesagt. Schlaf jetzt.

Ja, murmelte Babette und dehnte sich müde, ich will schlafen. Gib mir das Kind. Verwundert reichte er ihr das leblose Bündelchen. Sie nahm es in den Arm, lächelte ihm matt zu und schloß die Augen.

Blacek warf den Rest des Holzes in das Feuer. Vorsichtig streckte er sich auf sein Bett und deckte sich mit seinem Mantel zu. Von seinem Lager aus sah er den roten Schein des Feuers. Er starrte darauf hin und Bild um Bild schienen sich auf der Blut abzuspiegeln.

Wieder war er jung und kräftig. Mit den Kameraden zog er zum Kirchweihfest. Da traf er sein frisches, immer lustiges Mädchen, die Babette. Fröhlich schwang er sich mit ihr im Tanze. . . Er sah sie aus der Fabrik treten und ihm in fröhlichem Wiedererkennen zunicken und lachen. . . Nun saßen sie auf der alten Bank. Es war am Abend vor der Hochzeit; sie schmiedeten herrliche Zukunftspläne und betrachteten dabei die Sterne. . . Jetzt sah er Babette als junge hübsche Frau, wie sie an die Fabrik kam, die kleine Gertrud, die Erstgeborene auf dem Arm, um ihn abzuholen. Sie reichte ihm das Kind, das lachend und lallend seine Arme nach ihm ausstreckte. Vater und Mutter setzten sich wohl auch bei schönem Wetter in den Anlagen eine Weile auf die Bank. Er ließ die kleine tanzen und schwang sie hoch in die Luft, so daß sie auffaucht vor Lust und ihm jauchend durch das Haar fuhr. Oder es spielte ruhig zu ihren Füßen, während das junge Ehepaar abermals Zukunftspläne schmiedete, nun aber nicht mehr für sich, sondern für ihr Kind.

Die Bett verrann. Still war es im Zimmer. Nur die Flammen setzten leise knistern ihr Ventilationswerk fort. Bild um Bild zog an Blaceks geistigem Auge vorbei. Zuerst noch helle, dann trübe und trübere. Schwere Arbeit, Krankheit, Sorgen. . .

Er fuhr auf. Grau schaute der dämmernde Morgen zum unverhüllten Fenster herein. Ein fahles Licht lag über dem Zimmer. Verlöschend blakte die kleine Lampe. Karl blickte sie an und stand auf, die steifen Glieder streckend. Er trat zum Ofen, er war erloschen und kalt. Nun horchte er in das Nebenzimmer, die Kinder schliefen, noch nichts regte sich darin. Vorsichtig ging er zum Bett, um nach der Kranken zu sehen. Ein Schrei entfuhr ihm: Babette! Keine Antwort. Er ergriff die Hand, sie war kalt und starr. Verstehend taumelte er zurück, fiel dann vor dem Bett in die Knie und verbarg das Gesicht in dem ärmlichen Kissen, das senkt von Tränen ward.

Friedlich, ein leichtes Lächeln um den Mund, lag Babette auf ihrem Lager. Ihr zur Seite ihr kleines, ihr vorangegangenes Kind. In den Händen aber, fest gegen die Brust gedrückt, hielt sie das Stückchen Holz, das allein von der alten Bank und ihrem ehemaligen jauchzenden Glück übrig geblieben war.